Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 44 (1940-1941)
Heft: 22

Artikel: Am Fenster : Jugenderinnerungen [Fortsetzung]
Autor: Federer, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672132

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am Fenster.

Jugenderinnerungen von Heinrich Federer.

Nachdruck verboten. Copyright by G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin. (Fortsetzung.)

Der tolle Hund

Ich fürchtete nichts so sehr wie die Toten und die Hunde. Wohl, auch den Teufel hätte ich fürchten sollen. Er war mit Horn und Klaue und schmierigem Schwanz schwefelgelb genug an die uralten Kapellenwände gemalt. Aber soviel man auch von diesem Unhold erzählte, ich hatte ihn nie gesehen. Die Toten aber und die Hunde sah und erlebte ich.

Die Toten, ward ich belehrt, können sich ja nicht mehr rühren, du Furchthans! Sie sind froh, daß man ihnen nicht mehr weh tun kann. Beiß einem in die Finger, es kommt kein Blut heraus. Sie spüren nichts. Die Lebendigen muß man fürchten, die beißen.

Aber gerade, daß die Leiche so steif dalag, auf einmal etwas ganz anderes als eine Stunde früher, etwas furchtbar Stilles, Starres, Wildfremdes, das machte mich schaudern. Mir schien es eine heimtückische Erstarrung. Ich traute dieser Unbeweglichkeit nicht recht. Es lag etwas wie gefährliche Verstellung in solcher Todesmaske. O gewiß, die Toten machen sich schon zu ihrer Zeit bemerklich, spuken um Mitternacht von den Friedhöfen her, sperren Türen auf, löschen Lichter aus, fahren mit eisigen Händen über dein Kopfkissen, stöhnen aus einem schwarzen Winkel heraus, melden Unglück, haben keine Ruhe und geben keine Ruhe. Ich glaubte an jedes Gespenst.

Zwei Schulkameradinnen sah ich langsam an der Auszehrung absterben und sich dann kaltweiß und splitterdünn, in grauenhafter Entstellung ihrer einst so wohligen Gesichter, zwischen die Sargbretter strecken. Das traf mich wie ein Faustſtoß vor die Stirne. Immer höher stieg meine Angst vor dem Tod. Wäre rechts eine Leiche und links der schwärzeste Satan gesessen, ich wäre mit einem Schrei der Not in die Fänge des Teufels gestürzt.

Gut, also die Toten! Aber die Hunde, das war doch eine lächerliche Sache, eine Feigheit, eine Schande.

Ich sagte es mir hundertmal und fürchtete mich hundertundeinmal. Es nützte keine Überlegung, kein Vorsatz, kein tapferes Vorbild. Sobald so ein Köter bellend daherschoß, sank mir das Herz in die Schuhe, und ich tat einen Schrei der Verzweiflung. Meine Mutter bot alle Strenge auf, um mir diese Schwäche abzugewöhnen, und meine zwei Schwestern spotteten mich reichlich aus. „Gefressen wirst du jedenfalls nicht!" sagten sie. Aber das war keine Ermutigung. Mir genügte das Knurren, das Zähnefletschen, das Knuffen in die Hosen, das war so gut wie der Tod.

Wenn ein Hund auf der Hausschwelle liegt, wo ich hinein sollte, dann bleib' ich noch jetzt in der Straße stehen, schaue schamlos nach Hilfe um, bitte einen Vorübergehenden, mir gütigst voranzuschreiten, und zittere doch beim Eintritt. Und die Hunde merken das. Statt meine Furcht zu ehren, hassen sie mich alle durchs Band weg. Es gibt nicht einen, der mir wohl will.

Nun lag einmal die Julisonne schwül und schwer über dem Lande, als ich auf dem Heimweg vom Gymnasium in Sarnen mit etlichen andern Studentlein einen dunkeln Hund über die staubige Landstraße an uns vorbeischießen sah. Er rannte mit schiefem Leib und hängendem Kopf wie im Schwindel. Es war mehr ein ruckweises Stürzen als Laufen. Nach einer Strecke ließ er sich glatt in den Staub fallen, mitten in der Straße. Dann warf er sich, wenn wir näher stampften, wie ein aufgescheuchtes Wild wieder in Sprung, um nach zwei Minuten aufs neue niederzuliegen. Unbeweglich und grau vor Staub lag er dann da, nicht wie ein Tier, sondern wie ein Kadaver liegt.

Zuletzt blieb er auf dem Fleck, obwohl wir wieder ganz nahe kamen. Der Kleinste von uns hob einen Stein auf. „Laß, laß!" sagte Josef Rohrer. „Man weiß nie ... da heißt es aufpassen."

Rohrer fürchtete die größten Doggen nicht. Da wurde uns allen unheimlich, als er, den Finger am Mund, uns winkte, seiner großen Schleife am Hunde vorbei mit leisen Füßen und ohne Geschwätz zu folgen. Vor mir schritt der fette Elvezio. Ich war der hinterste, und mir wurde heiß bis unters Kopfhaar.

Doch das vermergelte, struppige Tier sah nicht auf. Es schien vor Elend zu schlafen. Aber zwischen den Rippen konnte man die hastigen Atemstöße leicht wahrnehmen.

Es hat Hunger und Durst, ist todmüde, in alle

Fremde verlaufen, weiß keinen Herrn und Stall. Überall schreckt man es auf, wo es eine gute Miene, einen Brocken zum Essen, ein bißchen Heimlichkeit sucht. Auch das Tier braucht Liebe. Krank wurde es so, konnte sich kaum vorwärts schleppen, arme Bestie. Ich fühlte Mitleid, obwohl es ein Hund war.

„Erschießen sollte man ihn", entschied Theodor, der Jüngste, mit trockener Stimme. „Hätte ich Vaters Revolver bei mir ... holla!" Und das Bürschchen blähte aufgeregt die Nüstern seiner zarten Stupfnase.

Ich aber kam nicht aus der Rührung für das erbärmliche Geschöpf. Warum bellen denn die Hunde und beißen zuletzt? Immer nur, weil sie aus Dummheit oder Angst glauben, man wolle ihnen Böses tun. Kein Tier würde beißen, wenn es Liebe sähe, ganz deutlich, in der ersten Sekunde schon, nichts als Liebe. Kein Tiger, keine Klapperschlange! Darum hat Sankt Meinrad oben in Einsiedeln die Raben regiert wie Schulbuben, und darum hat ein zottiger Bär dem heiligen Gallus das Holz zum Zellenbau wie ein braver Schreinergeselle zugetragen. Aber Liebe muß sein. Kein Tropfen Scheu, Furcht, Mißtauen, Profit darf dazukommen. So ist es, gewiß ist es so! Ich will es morgen probieren und dem ersten besten Hund, der mich anknurrt, mit solcher Liebe begegnen. Jawohl! Aber ich verriet den Kameraden nichts davon. O wie hätten die schönen Augen Josef Müllers gespottet, wie hätte Theodor weit über den Hag gespuckt. Nur Josef Rohrer, unser mächtiger Führer, hätte vielleicht ein wenig genickt und beigefügt: „Aber immer aufpassen. Wir haben halt doch die Sprache zu den Tieren verloren, wir verstehen einander nicht mehr gut. Der heilige Franz von Assisi soll sie noch gut gewußt haben, und ich denk', auch unser Bruderklaus im Ranft. Aber sonst ..."

„Und der Pater Vinzenz," spöttelte der Engelwirtsohn Müller.

Wir lachten alle laut auf. Dieses kleine südtirolische Professerchen beherrschte eine Menge Sprachen. Aber seine zwei Kanarienvögel verstand er nicht, und als sie ihm unlängst aus dem Käfig entwichen und er ihnen jammernd und lockend von Baum zu Baum nachrannte, pfiffen sie ihn aus, ließen ihr schmählichstes Andenken fallen und entschwebten wie zwei riesige Goldkäfer über den See, ade für immer! O wie er ihnen nachsah, beinahe mit Tränen, und wie ein Lausbub unter unserem stürmischen Lachen zu ihm mit Hiobs Sprüchlein kam: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit ...! Und oh, wie der Professor uns in der Italienisch-Stunde dafür mit den unregelmäßigen Presenti und Definiti drangsalierte. Da hörte überhaupt jede kluge Sprache auf.

*

Am folgenden freien Nachmittag ging ich mit Elvezio baden. Schon die frische Seeluft, wie sie uns durch das viele Gebüsch entgegenkam, reizte uns so überstark, daß wir im nächsten besten Strauch die Kleider auszogen, in die Badhosen schlüpften und uns durchs Schilf ins offene schaukelnde Wasser hinaustummelten. Aus Binsen banden wir eine Garbe zusammen, lagen darauf und schwammen so bäuchlings herum. Es ging noch ungeschickt. Nach drei, vier Zügen mußten wir gehörig Seewasser ausspucken. Dennoch war es wundervoll, wie uns das lebendige Element blau und grau umspülte, welche Ruhe durch unsern Leib strömte, wie kostbar man atmete, nicht nur aus Mund und Nase, nein, aus dem ganzen beglückten Körper. Und die Berge und Wolken schwammen mit uns im See, und die Pappeln zu Häupten orgelten, und das Ufer voll Schatten und Sonne streckte wie eine Mutter die Arme nach uns: Verliert euch nicht, verliert euch nicht!

Als wir uns nachher im Schatten blähten und dehnten, bis wir trocken waren, entfuhr es mir: „Schön ist das Leben, gottlos schön!"

Elvezio, der verwöhnte, reiche, fette Bursche spitzte die Lippen und pfiff niederträchtig, in der Art, wie man bedeuten will: Was schwatzest du für einen Unsinn?

Aber ich war bis in die Fingernägel voll Seligkeit und mußte davon verschenken, damit es nicht überlaufe. „Wieso nicht?" fragte ich leichtherzig. „Was fehlt etwa? Gar nichts!"

„Ich habe jetzt zum Beispiel ein bißchen Bauchweh," brummte der Italiener behaglich. „Nicht stark, das nicht! Aber doch wär's besser ganz weg."

„Du issest zu viel, du wirst zu dick, du hast es halt zu gut. Butter und fetten Käse zu jedem Frühstück oder Vesperbrot."

„Was ist denn das?" fragte der Kamerad gemächlich und beinahe verdrossen. „Das kannst du doch auch haben."

Ich bekam nicht einmal Magerkäse, wo das Pfund fünfzig Rappen kostete. Geschämig sagte ich: „Nicht so wie du."

Fragend und faul sah mich Elvezio mit seinen wasserblauen, großen, kurzsichtigen Augen an. Er verstand nicht.

„Ich kann nicht einfach in die Küche gehen und so große Schnitze, wie ich will, vom Stück hauen."

„Ach, was ist denn da dabei?" schnarrte er träge.

Wie oft sah ich ihn von den Bäumen seiner Wiese welsche Zwetschgen aus dem Laub pflükken, schwere, tiefviolette. Ich stand in der Straße und sah zu, wie er mit seinen kleinen, weißen Zähnen ins gelbe Fleisch biß, die Augen halb schloß und wie der süßsaure Saft ihm von der Lippe troff. Er konnte aus Hunderten erlesen. Hätte ich nur eine einzige! Aber er gab mir nicht einmal diese einzige!

War er geizig? O nein. Aber es fiel ihm gar nicht ein, daß ich nicht auch Zwetschgen habe. Und ich brachte es nicht über mich, den Arm über den Hag zu strecken: „Bitte, du, gib mir auch eine!" — Freilich, wenn er mir eine gegeben hätte, würde ich sie gierig verschluckt haben. Und gäbe er fünf, so schlänge ich alle fünf unbedacht hinunter. Und nachts käme unerbittlich das Asthma mit seinem Würgen und stundenlangen Erstikkungskampf. Aber wie oft habe ich Schwächling für eine Zwetsche, eine Pfirsich, einen kühlen Schluck Wein eine ganze Nacht voll Schweiß und Not riskiert! —

Aber jetzt im weichen Gebüsch und im süßen Behagen von Nacktheit, Seeluft und Vespersonnenglanz fehlte mir nichts, und ich dachte, wenn es nur noch lange so dauere. Aber es sei zu schön. Es gebe sicher eine Störung.

Und wahrhaft, als hätte meine Sorge sie geschaffen, war sie auch schon da. Ganz nahe hörten wir Mädchenstimmen. Ich erschrak. „'s ist nur Alessandrine mit ihren Gespanen," beruhigte Elvezio. „Sie findet uns nicht."

Aber seine schöne, kleine, gebieterische Schwester rief vielmal und beunruhigend scharf: „Elvezio! Elvezio!" Einmal klang es ferner, einmal näher. Ich griff nach dem Hemd.

„Dummer!" näselte Elvezio. Er rührte sich nicht, sondern sah bedächtig über seine wohlgebaute, weiße Figur hinunter. Wie stark und doch wie elastisch lag er da im Grün, dazu haftete etwas Italienisches, etwas von fremder, schöner Rasse an ihm.

O ja, wir waren gut gemodelt, ich zwar ein bißchen karg im Schnitt, aber ich werde schon dicker; er ein wenig zu voll in den Maßen, aber er wird schon noch im Leben das Fett abstreifen. Und wir bogen uns in den Hüften, spielten mit dem Knie, zappelten mit den Füßen, wir wollten gar nicht mehr in die Kleider, und in diesem seltenen Viertelstündchen wehte eine Gesundheit aus mir und eine Naturseligkeit, als wäre ich nichts als Wasser, Luft und Licht.

„O, wie schön ist das Leben," jubelte ich nochmals.

„Wo hast du das gelesen?" fragte Elvezio. „Das hast du nicht erfunden. Immer dieses dumme Lied! Es ist," sagte er immer sicherer und hob sich ein wenig aus seiner Bequemlichkeit, „es ist auch gar nicht wahr. Man wird krank, man stirbt."

„Aber wir nicht!" lachte ich. In dieser Minute fühlte ich mich unsterblich.

„Faules Geschwätz!" knurrte Elvezio.

Jetzt kamen die Mädchenstimmen uns wieder ganz nahe, es raschelte im Busch, die hübsche Alessandrine sprang uns fast ins Gesicht. Ich stieß einen Schrei der Scham aus und griff nach den Hosen. Elvezio lag sorglos da, mit italienischer Unverfrorenheit.

Aber auch Alessandrine mit ihren prachtvoll blitzenden italienischen Augen tat gar nicht scheu. Unsere Dorfmädchen jedoch, die sie begleiteten und jetzt die Nasen durch die Stauden steckten, schrien hochauf und schwaderten wie eine Spatzenschar davon.

„Elvezio", sagte Alessandrine mit ihrem klingenden italienischen Akzent, „denke, der schwarze Hund ist erschlagen worden. Er hat das Enzipeterli gebissen ... So kommt doch herein, da sind doch keine Drachen," schrie sie melodisch den Mädchen über das Gesträuch nach. — „Pfui, pfui, nein, nein ... komm du lieber auch. Jesses, bei den Badhosbuben!" tönt es von weitem.

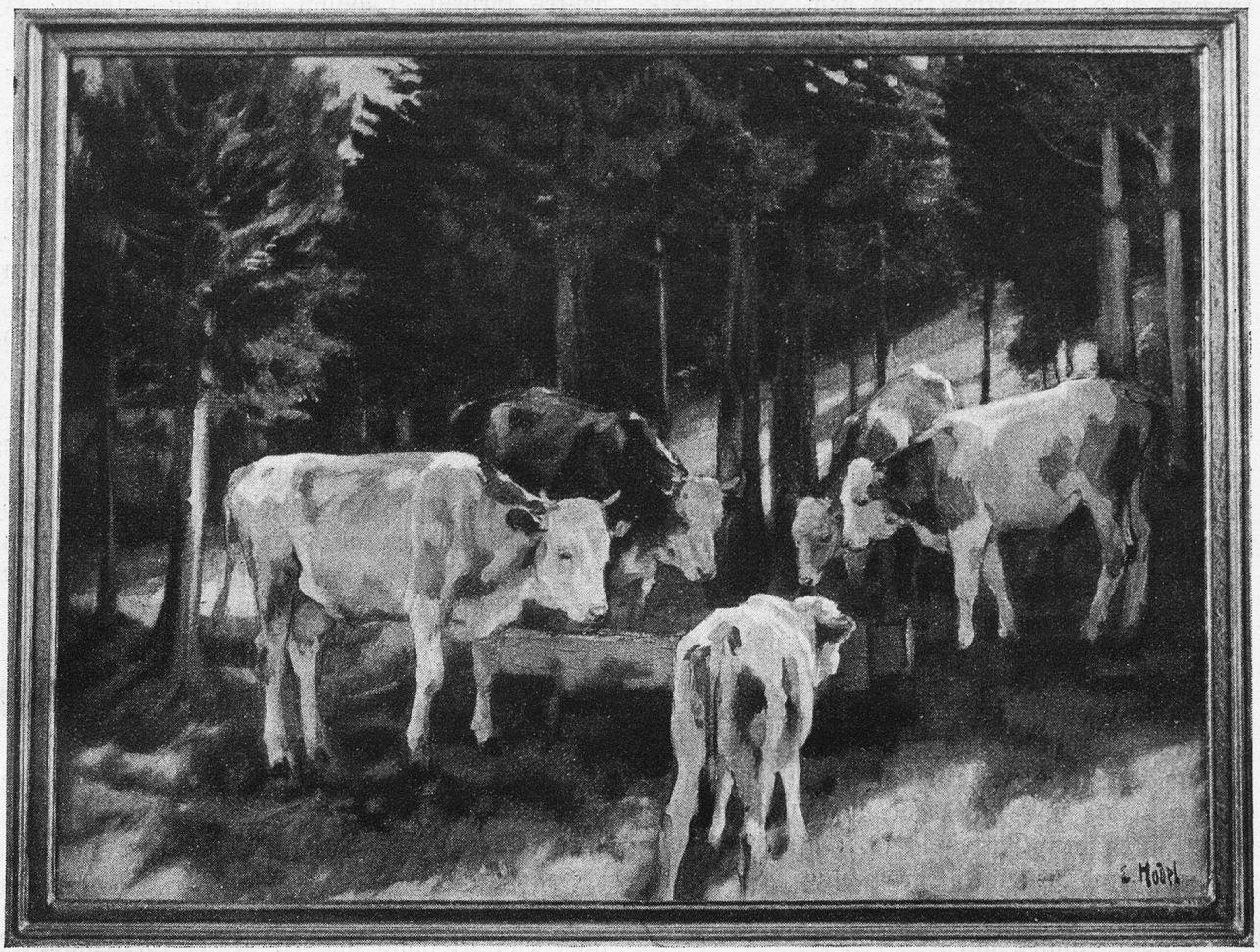
„Wie dumm seid ihr!" sagte das schöne, zigeunerdunkle Mädchen und schürzte die Lippen spöttisch. „Jetzt schau, der Heinrich!" Sie schüttelte lustig den kurzen schweren Zopf.

Jawohl, ich war fieberhaft ins Hemd geschlüpft, mit verkehrten Ärmeln. Lachend riß sie mir das Tuch über dem Kopf empor und wiederholte: „Wie dumm seid ihr doch, ihr Sachsler! Ist denn das Sünde?"

„Er sagt immer", spottete Elvezio, „wie das Leben so schön sei."

„Bubenschmeckerin! Hehe, Bubenschmeckerin!" scholl es oben von der Wiese.

„Aber schau, wie er sich jetzt vor einem Mädchen fürchtet. Und die Mädchen gehören doch zum Leben, oder?"



Bei der Tränke. Nach einem Gemälde von E. Hodel, Luzern.

„Und das Peterli?" schnitt ich rasch und rot vor Scham ab. O, ich schämte mich so halbnackt, aber ich schämte mich auch darüber, daß ich mich schämte.

„Das Peterli? Man meint, es sei toll. Der Doktor hat es binden müssen. Morgen oder übermorgen stirbt es," leierte das Jüngferchen geschäftig daher.

„Sterben!" wiederholte Elvezio und sah mich seltsam an. Das Wort raschelte wie ein grauer Vogel durch die eben noch so sonnige Welt und überschattete alles. „Hab' ich's nicht gesagt, Heinrich?"

„Sterben!" wiederholte auch ich fröstelnd und zog mich rasch fertig an. „Und wie leicht hätte es uns gestern treffen können, dich, Elvezio, oder mich, Jesses Gott, als wir so hart am Tier vorbeigingen!"

„Schön ist das Leben!" spottete Elvezio dumpf.

Uns schien auf einmal alles lichtlos und kalt. Während Alessandrine vor uns her hüpfte und plapperte, gingen wir wortlos hintereinander den schmalen Feldweg zum Dorf empor.

Ich kannte das Peterli gut, so ein bewegliches achtjähriges Gesellchen, immer pfeifend, eine Gerte schwingend, lachend, galoppierend, das lustigste Quecksilber. In jener knabenhaften Mischung von Mitleid und Neugier, die nicht mehr ganz sauber ist, klomm ich tags darauf mit zwei Kameraden die Holzstiege des Häuschens hinauf, um den Unglücklichen zu sehen.

Das sterbende Bürschchen war allein. So sind wir auf dem Bergland. Helfen kann man ihm nicht mehr, verstehen kann er nichts mehr, da ging der Vater, um im Gärtchen zu pickeln, und die Mutter wäscht Bettzeug in der Küche. Von Zeit zu Zeit sieht man herein. Armes Büebli, bald holt dich der schön' Engel. Dann wäscht und pickelt man weiter.

Nach dem frühen Tode meiner Mutter habe auch ich mich daran gewöhnt, lange Asthmanächte im Dunkeln allein zuzubringen, wehrlos sitzend,

keuchend und hundertmal nach dem Halse greifend, als müßte ich da einen eisernen Ring zerbrechen, der mich fast zu Tode würgte. Später konnte ich es kaum mehr ertragen, wenn jemand ein Licht anzündete und bei mir wachte.

Als wir Buben vors Bett traten, wurde uns dunkel vor den Augen. Das war doch nicht der Peterli, das war überhaupt kein Mensch, mit dieser Farbe bald fahl wie Blei, bald glühend wie Kupfer, mit diesen Geschwulsten und Verrenkungen. So konnte doch kein Mensch sich drehen und winden. Das sah wie eine kleine, explodierende, schreckliche Maschine aus. Gerade so bog und streckte es sich und krachte im Mechanismus und würde gleich bersten. Und wieder dachte ich, daß genau so nun Elvezio oder ich daliegen könnten, in solchem Todeskrampf. Was wäre es dann mit den schönen, frischen Knabengliedern, die wir gestern so prahlerisch gerühmt und gehätschelt hatten. Ein Hundezahn ... und fertig!

Der Vater trat herein, ein kleiner, nervöser Mann, den Pickel im Ellbogen. „Tretet nicht zu nahe. Er beißt. Aber betet ein Vaterunser!" Er zog am Hut und lispelte leise mit. „Amen", sagte er und zeigte mit auflebenden Augen auf die zwei Zinken des Gartenpickels. „Mit dem hab' ich den Hund gestraft. Ein Schlag ins Genick, da lag er."

„Bravo!" sagten wir.

„Dünkt es dich schlimm?" fragte der Mann mich.

Ich schüttelte schwächlich den Kopf.

„Und dich, Leo?"

„Gar nicht!" schwor dieser frech. „Das geht vorbei."

Der Vater seufzte. Er glaubte es nicht. Aber er fragte doch auch noch den kleinen Theodor, den Knaben, der ein Herz hatte wie Kiesel.

Der heuchelte nicht, sondern sagte ehrlich: „Er wird wohl daran glauben müssen."

„Nein, das wird er nicht," fuhr da der Enzipeter jählings auf. „Was weißt du mehr als wir? Er kann noch die Tabakpfeife auf deinem Grabstein ausklopfen, das kann er." Dabei zuckte das Gesicht des Vaters hundertfältig, er wollte schreien, aber es kam alles nur wie ein Flüstern heraus, als wäre seine Kehle geschnürt.

„Ja, ja, Vater Enzeler", tröstete Leo großartig, „er kann uns um hundert Jahre überleben."

Aber jetzt schnellte Peterli den Leib empor wie einen Bogen, das Gesicht wurde violett, der Atem stockte, der Kopf warf sich hinten über. Dann ein Röcheln, ein Zittern und Zerren, ein ungeheures Geheul, Schaum auf den Lippen, er atmete wieder.

Da liefen wir wie gepeitscht hinaus und hatten noch lange kalt an der Sonne.

Am Abend wollte Elvezio baden. Ich machte nicht mit, sondern blieb am Ufer liegen. Als der Freund sich trocknete und auf seine Schenkel und festen Waden klatschte und den Armmuskel spielen ließ, sah ich nur immer den zermarterten Körper Peterlis.

Elvezio zog eine Semmel aus der Tasche und ein Würstchen. „Nimm auch!"

Ich konnte nicht, alles ekelte mich an.

„Ich sagte dir doch, geh' nicht das Peterli anschauen. Das nimmt einem den Appetit."

Dann aß Elvezio mit seinen kleinen, etwas bläulichen Zähnen alles in vorsichtigen Bissen auf. „Schön ist das Leben," foppte er und tippte die Brosamen von den Hosen.

Ich schwieg.

„Tut dir was weh?"

Ich schüttelte den Kopf und doch tat mir der ganze Mensch mit Leib und Seele weh.

Am Morgen läutete die Kinderglocke das Sterbezeichen.

*

Der Herbst blätterte und der Winter flockte über das Ereignis hinweg. Unser vierzehnjähriger Leichtsinn hatte es längst in Obst und Schnee vergraben, und mehr denn je dünkte mich das Leben schön, als wir Buben in der weißen Aprilsonne hinter dem Sachsler Harsch zur Landsgemeinde auf den historischen Sarnerhügel trotteten, um der Volkstagung über Wohl und Wehe des Landes beizuwohnen, ohne Stimme zwar, im Hintergrund, die Hände in die Hosen vergraben, aber doch schon ein leises Geschmäcklein von Politik auf der Zunge. Da lagen ja die Trümmer einer Tyrannenburg, da war vor sechshundert Jahren jener listigkühne Neujahrsmorgen zuerst mit Eierwecken und Hühnerbraten, dann aber mit Axt und Brandfackel über den Platz gegangen. Da hatten sechs Säkula geraten und regiert, über Frieden und Ferne, gefährliche Auslandszüge entschieden und am Kanton recht und schlecht, oft zornig und öfter schneckengeduldig geflickt. Wie sollte uns da nicht ein Hauch von Historie und Politik ins junge Haar wehen!

Die heimgekehrten Schwalben schossen wie dunkle Pfeile durch die Luft. Der See glänzte von frischen Schneewassern. Die Ufer um das große Becken grünten hellauf, die Kapellen läu-

teten von den Hügeln und von unsern Zweitausendern schäumten die Lenzbäche aus dem obersten Schnee durch die Alpweiden nieder wie geschwungene Buttermilch und verloren sich in den tiefern Waldschluchten. Schon flogen gelbe und weiße Schmetterlinge über unsern Köpfen. Ein paar Tapfere oder Sonderlinge trugen bereits Strohhüte. Das Herrenzelt, im Angesicht des Volkes aufgestellt und vom Magistrat und Klerus gefüllt, das Banner und Richtschwert, die Weibel in ihren weißroten Mänteln, die Blechmusik und dazu das starke Gefühl eines jeden Mannes, in dieser Stunde eine stimmende gewaltige Hand zu besitzen, die am vaterländischen Wagen mitwirkt, jetzt vorwärtsschiebt, jetzt sperrt und zurückzerrt, nach Wissen und Gewissen und Hosensack, oh, das alles gab der Tagung ein großes Gesicht.

So standen wir Knaben denn außerhalb des Volksringes, auf dem alten Gemäuer und rissen Augen und Ohren auf. Etwas wie voreilige Mannbarkeit knospete wunderlich aus der Tiefe unseres Wesens und machte unsere Blicke gewalttätig und unsere Lippen trotzig. Und wirklich, während der Tagung oft und mehr noch, wenn die Erwachsenen in den Wirtshäusern ihre patriotische Tat hernach mit Bier oder Wein begossen, entstand unter den Jungen der verschiedenen Dörfer eine ordentliche Schlägerei. Alles Kindliche schien abgestreift. Wer hätte da noch an das arme Peterli denken mögen?

Und dennoch, jenes unbekannte achtjährige Büblein sollte heute sozusagen aus dem Sarge steigen und den Kanton regieren.

Zuerst hielt Landammann Theodor Wirz seine klassische Abschiedsrede. Es darf einer nur ein Jahr auf dem höchsten Sessel sitzen, aber übers andere Jahr darf er's wieder probieren. Das macht den Abschied süß.

Das Volk verstand gewiß nicht die Hälfte der feierlich-schönen Rede mit ihren zahllosen Fremdwörtern. Aber es blieb mäuschenstill und ward sichtlich erbaut wie von einem großen Orgelstück. Jedoch die Gymnasiallehrer nickten uns Studenten etwa zu: Aus Cicero! seht ihr!... oder: Obacht, Mikrokosmos hat er eben gesagt und Kakophonie der Parteipolitik. Da habt ihr's. Was ist ein rechter Mensch ohne Griechisch?

Aber die Berge schauten so herb germanisch drein und der See trug ein so sauberes alemannisches Gesicht, und ein Wind von urdeutscher Melodie zog über die Köpfe... Makrokosmos... Mikrokosmos; ah bah, sagt Welt, sagt Dorf oder Herzwinkel, das ist das Rechte.

Nun sang die Geistlichkeit, intoniert vom bischöflichen Kommissar, das uralte Heiliggeistlied: Veni creator spiritus, damit, was nun geratschlagt und gefertigt würde, vom Fittich der Pfingsttaube begleitet sei. Alle Männer zogen die Hüte ab.

Dann kamen die Wahlen. Ach, was für Komplimente gab es damals oft unter den Herren...! „Ich schlage Regierungsrat X zum Landammann vor. Das ist ein gescheiter, erfahrener, exzellenter Mann...!" Und dieser: „Ich nehm' das Amt absoluti nicht an. Wählt einen Würdigern! Der Y ist dem neuen Zug der Zeit hundertmal besser gewachsen." Und so hin und her, immer mehr Zucker rechts, immer mehr Gegenzucker links, alles in allem kein erhabenes Spiel der Götter, und doch vortreffliche und hilfreiche Männer des Staates!

Ah, wenn sie das Volk darüber hätten spotten hören, wie wir Buben, vielleicht hätte der alte Durrer schneller Ja gesagt und seine Helfer ein paar Adjektive weniger in den Siruplöffel genommen. Aber das Volk spottete gutmütig, es lachte dazu: Laßt ihnen die Komödie, 's tut ihnen halt wohl, und nachher sind sie ja wahrhaft die besten Arbeiter fürs Land und opfern sich getrost. Und wer weiß, 's ist auch nicht bare Butter, Landammann zu sein. Ich wenigstens wollt' lieber Hagstecken verschlucken, als dort vom Zelt eine Rede halten...

In meiner Gruppe stand ein kleiner Junge voll Laubflecken über der langen Nase, mit grünen Augen und schwerer Lippe. Ihn umschmeichelten die Kameraden exakt, wie man oben im Herrenzelt seinen Großonkel, den Altlandammann Z, bekomplimentierte.

Aber da sagte doch ein Schalk: „Du, Emil, dein Götti[1] spielt Theater. Gern genug will er wieder Landammann werden."

Es war ein magerer, überheblicher Bursche der Residenz Sarnen. Emil lachte unheimlich an den langen Zähnen hinunter. Er schielte mit vieldeutigem grünem Blick zu seinen Verehrern hinüber. Aber der Sarner schlenkerte die Beine und fuhr fort: „So tun doch sonst nur die Kinder. Hört, schon wieder lügt er...!" Und der Kerl ahmte die Stimme jenes Regierungsrats Z meisterlich nach, die beim S und R mit der Zunge sonderbar anstieß: „Hört: absoluti nehm' er nicht an,

[1] Pate.

abs... lol... uti! Und ich sag': Absoluti nimmst an...!"

Emil wurde dunkel vor Wut, seine Lippen schwollen. Doch war er mehr Katze als Hund und duckte sich. Aber ich merkte wohl, daß es zu einem schlimmen Ende gehe.

„Ihr habt alle eine zu lange Zunge," höhnte der Magere wie besessen; „du kannst auch nicht sogen absoluti! He, probier doch, ob du das ordentlich herausbringst: mein Gloßvatel möcht' absoluti Olandammann werden, Olandammann! he, he!"

Wie ein Wolf fletschte Emil jetzt die langen Zähne, er nickte, und im selben Moment bekam der Spötter von hinten fünf, sechs Stöße und fiel über die Mauer in die Grasmulde hinunter. Nochmals nickte der Kleine, und fünf, sechs Kerlchen sprangen über den Zappelnden, knieten ihm auf Arme und Beine, walkten ihn durch und warteten, bis der kleine Landammann vom Mäuerchen sagte: Genug! Der glitzerte hartherzig mit seinen grünen Blicken hinunter, spie dann aufs Geratewohl über den Feind und sagte: „Da, putz dir das dreckige Maul!" Dann wandte er sich weg und überließ den Buben das weitere.

Eine heillose Aufregung befiel mich. Da sagte eine leise, zischende, böse Stimme plötzlich: „Da sieht man! Die Herren! die Reichen! die Frechen! So machen sie's." Es war der Enzipeter. Und er zeigte mit dem Finger gegen das Herrenzelt, als ob von dort vielleicht in einer feinern, anständigern Art doch das gleiche Unrecht am widerhaarigen Volke verübt werde. Eine stille Wildheit lag in seinen Augen, er würgte mit der Zunge im Munde herum, und irgendein heißes Projekt arbeitete sich durch die Knoten und Adern seiner Schläfen. War ihm Unrecht widerfahren wie dem Bengel im Gras? Aber der hatte doch sein Unglück geradezu herausgefordert!

Indessen waren die Wahlen präzis so erfolgt, wie man von allem Anfang an gewußt hatte. Aber das Volk wurde jedesmal ordentlich angefragt, es konnte Nein sagen, es konnte andere Namen rufen, es war frei. Aber es schwieg. Später, o ja, da reklamieren dann und schlagen die Faust auf den Wirtstisch gerade diejenigen, die am schüchternsten schwiegen. Aber reden vor tausend Gesichtern, ist das möglich?

Der Landschreiber, jener einst so geschmähte Extheologe, verlas dann, ein schwarzes Schnürchen am Nasenkneifer, im schönsten Deutsch allerlei Langweiliges. Ab und zu hörte ich einen Ratsherrn rufen: „Ich stimme zum Antrag... Ich auch...! Dito...!" Einigemal hob das Volk die Arme hoch. Dann rauschte es wie Vögel aus hohem Gras heraus. Etliche Männer plauderten, andere behielten die Hand im Sack, auf den meisten Gesichtern lagerte Langeweile. Aber hinter dieser Langeweile fieberte eine versteckte Ungeduld. Auf was wartete man denn?

Endlich waren die laufenden Geschäfte bereinigt, die Rechnungen genehmigt, die Vorschläge entschieden, die Protokolle gutgeheißen, und es hatte dem Bürger dies alles keinen neuen roten Rappen gekostet. Man hatte besonnen getagt, mit Ernst und Würde und hätte jetzt voll Genugtuung den Landenberg hinunterziehen können. Aber da war noch ein Papier, ein Gesetzesvorschlag, ein Hundesteuerentwurf, und jetzt blies der Sturm und schüttelte diesen lebendigen Menschenwald zum Ende noch böse durcheinander.

Hallo, eine Hundesteuer, das war ein Eingriff ins Bauernhaus, das ging an den Beutel. Wo bellte nicht ein Köter unter der Haustüre oder zerrte ein Schäferhund an der Stallkette? Große Hunde, kleine Hunde, Mopse, Dachse, Pudel, Doggen, Bernhardiner, das Ländchen war voll davon.

Sachlich erläuterte ein Redner vom Zelt her, daß der Staatshaushalt in Gottes Namen Geld brauche, Geld für Straßen, öffentliche Bauten, Wildbäche, Besoldungen, Armenkassen, Geld hinten, Geld vorne. Aber die Steuern bringen wenig ein, sie sind gar zahm. Wenn man sie etwa mit Luzern oder gar mit Zürich vergleiche, Donnerwetter, da möchte man vor Verwunderung auf den Kopf stehen...

„Probier's einmal," rief der Durrermariä, der geborne Witzbold und Widerpart der Regierung. „Wenn du's kannst, so nehmen wir an. Aber du und ihr alle im Zelt könnt es nicht, weil ihr schon immer auf dem Kopfe standet."

Lachen kollerte durch die schwarze, dichte Landsgemeinde.

Anderswo, fuhr der Redner mit unerschütterlicher Trockenheit fort, anderswo müsse man das Wasser, das Feuer, die Luft bald versteuern und hier fast nichts. Die Hundesteuer zum Beispiel sei sonst überall eingeführt, und zwar mit einer hohen Taxe. Die tue niemand weh. Wer sie nicht zahlen wolle, brauche ja keinen Hund im Schoß. Der Hund sei ein Luxus, habe Friedrich der Große gesagt. Übrigens fordere man nur vier Franken pro Jahr. Das sei eine versöhnliche Zahl.

Sobald gesagt wurde: vier Franken... Zahlen... Geld, da war es vielen, als greife der

unberufene schwere Finger des Staates schon in alle Taschen. Ein leises, böses Brummen wogte durch die Massen.

„Der Hund ein Luxus!" unterbrach der Durrermariä mit einem Sonnenblumenstiel im Mundwinkel. „Dann seid ihr Regierungsräte mitsamt Friedrich dem Großen und dem Kleinen erst recht ein Luxus. Was tut ihr denn? Reden, reden und befehlen. Aber unsere Schäferhunde und die Wachthunde auf den Berggütern, sind die wirklich Luxus? Sie halten Haus und Stall in Hut, beim Eid, das tun sie. Sie reden nicht Larifari, aber wenn es not tut, beißen sie."

Irgendwo hinter mir, der ich mich unwillkürlich vorgedrängt hatte, klang es wie Ächzen.

Jedoch das ganze Herrenzelt lächelte vornehm und schonend. Sie, ein Luxus? Zum Lachen! Wer besorgte dann das vielwinklige, schwierige Kantonshaus? Wer opferte ihm Tage und Nächte, und alles um zwei-, dreihundert Fränklein Ehrensold!? Ach, den drolligen, dürren Oppositionsmann da unten kannte man längst. Ein grober Spaßvogel, dem der Witz und das rauschende Lachen die Hauptsache ist. Schonet ihn, er ist ja der Nächstverwandte des Staatsmannes im Zelt, der das S und R und L so kindlich schlürft.

„Für die notwendigen Hunde," gab der Redner phlegmatisch zurück, „hat unser Entwurf eine billige Ausnahme vorgesehen."

„Keine, keine Ausnahme!" keuchte es leise in meinem Rücken.

„Und was ist das für ein Ding, der notwendige, und was für ein anderes Ding, der nicht notwendige Hund?" fragte mit lustiger Grimasse ein kecker, hellhaariger von Flüe. „Wer entscheidet da?"

„Vielleicht", griff rasch der Saublumendurrer ein, „vielleicht der Schwändener Kaplan zusammen mit seinem Bell . . . o . . . li!" — Das letzte Wort sang er gedehnt, wie die Kaplanenköchin es mütterlich auf die Straße hinausrufen mochte.

Volk und Herren schüttelten sich vor Heiterkeit. Der Landammann guckte in den hintersten Winkel des Zeltes, ob besagter Kaplan da sei. Gottlob, nein!

„Es kommt da," referierte der Regierungsrat schwunglos weiter, „auf die Größe des Viehstandes und auf die besondere Lage des Bauerngutes an."

Jetzt flüsterte es deutlich hinter mir: „Aufs Kind kommt's an und sonst auf nichts!" Es war nur ein Lispeln, aber so bitter und so rauh, daß man erschrak. Ich mußte die Stimme kennen. „Ach, Ihr, Enzipeter", entfuhr es mir ganz verblüfft. Breit, klein, steif stand er da, aber sein Gesicht war rot wie ein überheizter Ofen und aus seinen Augen sprühten harte, grüne, unerbittliche Funken. Er reichte bei weitem nicht an die Achsel der umstehenden Männer, erschien fast wie ein Zwerg unter den Erwachsenen und hatte in diesem Moment doch etwas Großes, Wichtiges an sich. Oh, jetzt verstand ich. Er verlangte Genugtuung für sein getötetes Kind. Er verlangt es mit tödlicher Strenge. Er ist der rücksichtslose Gläubiger der Landsgemeinde. Keine Hunde mehr! Und wo es deren noch gibt, da sollen Herr und Hund es mit hartem Gelde büßen. Zehntausend, zwanzigtausend Franken, das ist nicht zu viel für sein rothaariges, lustiges Knäblein. Hunderttausend wären nicht zu viel. Kein Geld ist zu groß dafür.

Da steht er, spreizt die Beine, reckt den Hals, glüht wie ein Luchs zum Zelt hinauf, ein Einziger, Stiller, Kleiner, unter hundert Köpfen Versteckter, und dennoch eine ungeheure Macht. Wenn ich im spätern Leben harte Gläubigergesichter sah, mußte ich immer an dieses zehnmal härtere in der Landsgemeinde denken, das mit jedem Blick sozusagen einen Schuldschein von Himmel und Erde einforderte.

Das sah ich, aber was hat ein Bube für vogelschnelle Sinne! Gleichzeitig hörte ich den Durrermariä spotten: „Also, wenn du vier Kühe hast, kein Hund. Aber fünf Kühe, dann ein Hund so groß, wie ein Kalb. So spricht Salomon!"

Von allen Seiten wogte ihm eine grimmig lachende Zustimmung entgegen. Doch dem Enzeler schwollen vor Haß die Adern an den Schläfen. Er hob sich unaufhörlich auf die Zehenspitzen und fluchte etwas Leises gegen den Durrermariä. Beide Hände hielt er im Sack, aber zu knotigen Fäusten geballt.

„Laßt doch den Redner fertigmachen," baten einige.

„So wird ja nur zu Paris referiert," schalt einer. „So eine Sauordnung."

„Und dreihundert Schritte vom Dorf", griff der Durrer rücksichtslos ein, „kein Hund, auch wenn dort nur ein Jüngferchen zart haust. Aber dreihundertzwanzig Schritte, ein Hund, und wenn Vater und Sohn dort, stark wie Bären, den Bengel führen. Oh, heilige Geometrie der Herren!"

Jetzt lachte niemand mehr. Das war zu stark. Die Herren runzelten die Stirnen, und das Volk fing leise, aber bedenklich an, den Kopf zu wiegen, genau wie ein Stier, bevor er die Hörner senkt.

„Überhaupt, wo ist da noch Freiheit," schrie der Volksmann und spuckte empört den zerpreßten Löwenzahn aus. „Alles wird kontrolliert, wieviel deine Kuh Milch gibt, wieviel Schnaps du brennst, wieviel Äpfelschnitze du dörrst; bald fragt man noch, wie viele Junge die Katze wirft, und hat für jedes eine Blechnummer parad. Pfui, ist das noch Urschweiz, ist das noch eine Demokratie? Da geh' ich doch lieber morgen schon nach Amerika."

„Recht hast! Nieder mit dem Hundegesetz!" scholl es immer lauter.

Der offizielle Sprecher legte noch eine Weile seine Sache auseinander, aber ton- und farblos, wie alles klang, verschlimmerte er mit jedem Satze die Lage. „Ich geb's verloren," sagte Landammann Wirz zum Landammann Durrer, als er in das störrische, unheimliche Kopfschütteln des demokratischen Stiers blickte. „In Gottes Namen", fügte ein Ratsherr ergeben hinzu. Er hatte selbst zwei unnötige Seidenpudel daheim.

Doch der Enzipeter schnaufte furchtbar und drängelte wie ein Erstickender am Kragen herum.

„Gebt's auf, bachab, bachab schicken!" hieß es von vielen Seiten.

„Keineswegs!" donnerte da eine volle herrliche Baßstimme aus dem Zelt ins Volk hinaus. Ein leiser Jauchzer schoß dem Enzipeter die Gurgel herauf. Ich nickte ebenso glücklich. „Der Doktor Ming, pass' auf!" — Stillschweigend sahen wir uns an, der Enzeler und ich, als Bundesgenossen gegen die Hunde.

„Keinesweg", donnerte es noch majestätischer. Wohl, wenn der Himmel erstickend rief und voll von Giften und Gasen herniederhängt, und es dann plötzlich aus allen Höhen kracht und das Gewölke auseinandertreibt, gerade so erlösend wirkte dieses „Keinesweg" auf mich.

„Herr Landammann, ich verlange das Wort."

Peter Ming, der Arzt und Regierungsrat, ein unversöhnlicher Kämpfer gegen Schnaps, Wein, Bier und sogar gegen das liebe goldige Mostglas, daher beim Großteil des mannbaren Volkes damals ganz herzhaft unbeliebt, schwang sich mit dunkelm Bart und breiten Hüften aus den Herren zur Rampe hervor.

„So versucht Ihr es noch," bat der präsidierende Landammann fast unwillig. „Aber ich halt' jedes Wort für eitel in den Wind gesprochen."

Doktor Mings schwere Figur schob sich ohne ein Gegenwort ganz nach vorne. Aus seinen wuchtigen Schultern wuchs ein mächtiger Kopf mit geschlitzten, gescheiten Augen. Der lockere Bart floß ihm in die weiße Hemdbrust, während ein reicher Haarschwung sich über den Scheitel wirbelte. Studium, Klarheit, Zähigkeit sprach aus dem Gehaben dieses zukünftigen Leiters Obwaldens.

Kaum war er an den Zeltrand hinausgetreten, so verfinsterte sich das gesamte Volksgesicht. Der republikanische Stier fing jetzt an gefährlich zu schnaufen. Mir aber stieß der Enzeler den Ellbogen in die Seite und sagte fieberheiß: „Steh' auf die Zehen, jetzt wird's gut!"

Und er selbst streckte den Hals in unwahrscheinlicher Weise in die Höhe, bis er zwischen zwei Haarschöpfen wirklich den Doktor sah, der auch Peter hieß, der damals sein Büblein besucht und dessen Ärmchen gebunden hatte und der eben den roten Bart strich mit der üblichen Anrede: „Liebi triwi Landslit[1]!"

Er hatte nicht sobald diese ersten Worte in der Obwaldner Mundart ausgesprochen, als der Stier zum Stoß vorging, indem er mit den Hufen stampfte, die Mähne schüttelte, Dampf aus den Nüstern blies und brüllte: „Abä, abä mit dem Gütterlidoktor! Genug geschwätzt! Abstimmen, abstimmen, sofort abstimmen!"

„Laßt ihn reden!" wütete der Enzipeter in Todesangst. Aber sein Schreien quoll heiser und tonlos heraus, niemand achtete es im Getöse ringsum.

Doktor Peter Ming blickte eine geduldige Weile schweigend über das Gestürm von Kahlköpfen, Haarschöpfen und Filzhüten. Seine schmalen Augen spazierten mit einem erlaubten schönen Anflug von Bosheit und List über die Menge, und als er auf den Enzipeter traf, der sich eine Böschung erkämpft und aus vollen Lungen wieder wirkungslos geschrien hatte: „Jesses Gott, so lasset doch den Doktor reden!" da erkannte der Redner aus aller demokratischen Finsternis heraus dieses eine brennende, bejahende Gesicht, und er nickte ernst hinunter.

„Abstimmen, fertig, bachab schicken!"

[1] Liebe getreue Landsleute!

(Fortsetzung folgt.)

Laß Dir keine Mühe zu viel sein, wenn Du das Vaterland wieder zurechtbringen willst. Euripides.